

DIE FACKEL

Nr. 149

WIEN, 12. DEZEMBER 1903

V. JAHR

[Kupplerinnen und Zeitungsverleger]

Ich habe hier oft schon meiner Ansicht Ausdruck gegeben, daß ich Korruption für etwas Schlimmeres halte als Prostitution, das Freimädchen ethisch über den liberalen Leitartikler stelle und die Gelegenheitsmacherin für minder strafwürdig halte als den Journalverleger. Die Kupplerin hat nie vorgegeben, die Ideale hochzuhalten, während der von der geistigen Prostitution seiner Mitarbeiter lebende Meinungsverschleißer oft genug der Kupplerin auf ihrem eigensten Gebiete ins Handwerk pfuscht. Nicht in moralischem Entsetzen habe ich hin und wieder auf die Sexualinserate der Wiener Tagespresse hingewiesen. Ich halte von dem ganzen Sittlichkeitsplunder nicht viel, bin dafür, daß man ihn endlich auf dem Tandelmarkt abgelegter »Rechtsgüter« verkaufe, und wünsche sehnlichst, daß die erwachsenen Herren Gesetzgeber mehr aus Scham über soziales Unrecht als über eine Nudität im Schauwindower einer Buchhandlung erröten lernen. Von der Theaterkuppelei schrieb ich neulich:

»Es bedarf nicht des Schutzes der Sittlichkeit, sondern der Verweisung der Unsittlichkeit in das Privatleben und der Scheidung zweier Sphären, deren Zusammenhang und Wechselbeziehung heute allzu deutlich in Erscheinung tritt.«

Ähnliches gilt von den Sexualinseraten der Presse. An sich sind sie — vom Standpunkt zarter Gemüter, die das Leibblatt der »Familie« erhalten wollen — unschicklich: unsittlich sind sie bloß im Zusammenhang mit der vorgeblich ethischen und kulturellen Mission der Presse. Sittlich ist es in diesem Sinne, die Kupplerinnen gegen die ihnen erwachsende Schmutzkonzurrenz der Zeitungsverleger, die das Handwerk unter viel geringeren Gefahren treiben, zu schützen. Denn fortwährend liest man Berichte über Verurteilungen von Frauenspersonen, denen nichts weiter zur Last gelegt wird, als die Vermietung oder Vermittlung einer Gelegenheit für ein mündiges und williges Paar, und die sich gegen das Rechtsgut einer Sittlichkeit vergangen haben sollen, welche, wie ich in Nr. 148 schrieb, »weder außerhalb noch innerhalb der vier Wände bedroht« war. Noch nie aber hat man von einer Verfolgung oder Konfiskation der 'Neuen Freien Presse' gehört, die man tagtäglich aus gewinn-süchtigen Motiven sich zur »Unterhändlerin in unerlaubten Verständnissen« — wie das alte Strafgesetz so schön sagt — machen sieht. Natürlich wäre sie weit strafbarer; denn wenn irgendwo fände hier der Kuppeleiparagraph eine nicht ganz schwachsinnige Anwendung, da nur hier, wo das Moment der Öffentlichkeit vorliegt, von einer Moralverletzung die Rede sein könnte. Der Staat, der Liebespaare aus einem Absteigquartier treibt, schützt nicht die öffentliche Sittlichkeit, sondern die Ethik der Kupplerinnen als Rechtsgut. Um die Ethik des Zeitungslesers kümmert er sich nicht; daß in einem Hause, dessen Vordertrakt Zwecken der Volksbildung überlassen ist, hinten aus der Vermittlung von Rendezvous materieller Vorteil gezogen wird, dünkt ihn natürli-

cher und sittlicher als die ausschließliche Bestimmung zum Freudenhause. Elende Witwen, welche vom Vermieten leben, dem nach Weininger dem Weibe angeborenen Kuppeltrieb die einträgliche Richtung nicht sperren und der »Sturmfreiheit« eine Gasse oder wenigstens ein Gassenzimmer bahnen, werden vors Tribunal geschleppt. Zeitungseigentümer, die ihre Administrationen zur Abwicklung des regsten Geschlechtsverkehrs in allen seinen Arten beistellen, bleiben unbehelligt. Die 'Neue Freie Presse' hilft einem »Jupiter«, der »Leda mit Vermögen sucht« und Anträge unter »Sacher—Masoch¹« erbittet, einem »Severin«, der unter der gleichen Chiffre »Wanda sucht«, einem Gleichgestimmten, der nach einer »dame sévère et impérieuse« schreit wie der Hirsch nach der Quelle (23. Oktober), und einem »jungen Manne«, der »als Gesellschafter bei distinguiertem Herrn« unterzukommen sucht und dem man unter »Hors de nature« an das Ankündigungsbüro des Blattes schreiben möge (7. Oktober). Viel anständiger ist das 'Neue Wiener Tagblatt'. Es konkurriert nicht mit den Kupplerinnen, sondern stellt ihnen seine Publizität zur Verfügung und empfiehlt am 13. Oktober eine »Frau S. 60425«, die »diskreteste, reellste, geschickteste Vermittlung für feinere Kreise« verheißt. Gewiß geht's in ihrer »Lasterhöhle« — so lautet ja der Terminus moralisch entrüsteter Gerichtssaalredakteure — natürlicher zu als in der Fichtegasse. Hier waltet eine »strenge« Masseurin ihres Amtes, une dame sévère et impérieuse ... Aber der Staatsanwalt ist ein Masochist, der sich von ihr alles bieten läßt.



[Ungarn]

Nun sind alle zufrieden: die Ungarn, weil sie eine Formel bekommen haben, und die Österreicher, weil die Ungarn nichts als eine Formel bekommen haben. Und von Formeln hält man in Österreich nichts; darin sind mit Herrn v. Koerber, der des Formelwahns spottete, nicht nur seine Stützen in der offiziösen Presse, sondern auch seine Stürzer in der 'Zeit' einig. Die Ungarn, so erzählte die 'Zeit' neulich und so denken die österreichischen Zeitgenossen, haben die ungarische Kommandosprache nicht bekommen können und sich darüber mit dem Recht auf die ungarische Kommandosprache getröstet: so wie sie sich seinerzeit, als sie das selbständige Zollgebiet nicht bekamen, mit der Szell'schen Formel trösteten, nach der sich Ungarn »im Rechtszustand« des selbständigen Zollgebiets befindet. Trotz diesem Rechtszustand aber bilden Österreich und Ungarn, wie alle guten und gutgläubigen Österreicher wissen, bis zum heutigen Tage ein ungetrenntes Zollgebiet. Schade nur, daß die Ungarn es anders wissen: Mit ihrer Formel haben sie durchgesetzt, daß handelspolitische Verträge mit auswärtigen Staaten nicht mehr von Österreich—Ungarn, sondern von Österreich und von Ungarn geschlossen werden, und weil die Ungarn de jure ein selbständiges Zollgebiet besitzen, dürfen heute die Österreicher de facto keinen Zucker mehr nach Ungarn exportieren. Wir aber können noch immer warten — in leidenschaftsloser Beharrlichkeit natürlich —, bis es sich zeigen wird, was uns die neue ungarische Formel, daß der Wille der Nation die Quelle aller Rechte sei, kostet, und bis die österreichischen Politiker begreifen werden, daß der Bindestrich

1 Leopold von Sacher—Masoch: beschrieb Praktiken in seinem Roman "Die Venus im Pelz", die man nach ihm als Masochismus benannte, † 1895

in Österreich—Ungarn nur Österreich bindet. Solang wird Patriotismus in Österreich so viel wie die Liebe zu Österreich—Ungarn, aber in Ungarn den Haß gegen Österreich bedeuten.

†

* * *

[Von der Kinderschutz— und Rettungsgesellschaft]

Erzherzog Leopold Salvator hat das Protektorat über die Kinderschutz— und Rettungsgesellschaft, für dessen Übernahme in Nr. 2 des Vereinsorgans (siehe Nr. 144 der 'Fackel' ¹) so inbrünstig gedankt wurde, niedergelegt. Von der Zurückziehung der Schinkenbrötchen, die Frau Fürstin Hohenberg »unmittelbar von der Tafel« den Schützlingen der Gesellschaft hatte zukommen lassen, hat bisher noch nichts verlautet. Immerhin können die Staatsanwälte, die im Verein das große Wort führen und das Vereinsorgan redigieren, aus dem Vorfall die Lehre ziehen, daß auch Unterwürfigkeit manchmal vor dem Fall kommt. Warum Erzherzog Leopold Salvator das Protektorat niedergelegt hat, darüber zerbricht sich die liberale Presse vergebens den Kopf. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man hierzulande für »klerikalen Einfluß« an, und der Erzherzog kam dieser Tendenz hilfreich entgegen, da er die Erklärung abgab, er wolle der Erzherzogin Maria Josefa, der Protektorin der christlich—sozialen »Kinderschutzstationen« keine Konkurrenz machen. Wie es aber zu erklären ist, daß der jüngere Verein, der doch erst der verdienstvollen »Kinderschutz— und Rettungsgesellschaft« als Konkurrenz entstand, sich besserer Gunst erfreut, das wissen nur jene, die mit den Personalien des älteren Vereins und mit der Entwicklung, die auch hier Cliquenwesen und Reklamesucht bestimmen halfen, vertraut sind. Sie waren von dem Schritt des Erzherzogs vielleicht weniger überrascht als der Vizepräsident Staatsanwalt Kleeborn, dem er ihn ankündigte, und sie wissen vielleicht, daß der Austritt des Protektors nur ein geräuschvolleres, sicherlich aber kein bedeutungsvolleres Signal des Umschwungs bedeutet als die Hinausdrängung der Gründerin, der tapferen Frau Lydia v. Wolfring. Zu einem Vertreter der 'Zeit', der sie interviewte, hat sie sich über den Protektoratsverzicht geäußert, er hat manches richtig gehört, wenig richtig verstanden. Ein paar Sätze sind bemerkenswert: »Na, das ist eine schöne Geschichte! Merkwürdig, merkwürdig! Ist denn *gar kein anderer Grund* dafür angegeben worden als die Konkurrenz mit den Kinderschutzstationen?« Lydia v. Wolfring war mit dem fertiggestellten Entwurf der Statuten und mit einem bis ins Detail ausgearbeiteten Organisationsplan nach Wien gekommen. Sie gewann die Professoren Lammasch, Stooß, Philippovich, Gruber und Weichselbaum. »Der kleine Kreis wuchs in wenigen Tagen«. Dann kam der Erste Staatsanwalt Ritter v. *Kleeborn* dazu, von dem sie sagt, daß er sich »mit besonderer Wärme für die Sache eingesetzt« habe. Vielleicht wollte sie lieber den Ausdruck »mit besonderem Eifer« gebrauchen? »Nach und nach wurde mir das Verbleiben im Verein *verleidet*. Alle meine Vorschläge, Bestrebungen und Taten wurden unterdrückt. Auch meine Lieblingsidee, das 'Kindergruppen—Familiensystem', nach dem Gruppen von Kindern von einem Elternpaar übernommen, gepflegt und auch in landwirtschaftlichen Arbeiten erzogen werden, scheiterte, und damit war meine Tatkraft und Schaffenslust gebrochen. Ich schied; *mit mir schieden* aus dem Ausschuß *die Herren Prof. Lammasch und der Abg. Dr. Baernreither*.« Und warum das alles? »Vom Hofe erhielt ich im Herbst die Aufforderung, ein Memorandum zu überreichen und die Gründe anzugeben,

1 # 11 »Höfling«

weshalb ich aus der Gesellschaft geschieden bin, und ich habe auch die Gründe Punkt für Punkt angeführt. Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, alles aufzudecken, aber ich werde mich zu gelegener Zeit dieser Arbeit unterziehen.« ... War Herr v. Kleeborn wirklich überrascht, als ihm der Erzherzog Leopold Salvator seinen Entschluß mitteilte?

* * *

Die Geschwornen

(Zwei Elementarereignisse)

»Der Brauergehilfe Franz Lindlbauer war vor dem Salzburger Schwurgerichte angeklagt, weil er dem Brauerlehrling Peter Holzer nach einem vorhergegangenen Streite einen Literkrug mit solcher Gewalt an den Kopf schlug, daß der Knochen und das Gehirn verletzt wurden und der unglückliche Lehrling, bei dem eine Lähmung der linken Körperhälfte eintrat, sein Leben lang ein Krüppel bleiben wird. Der Angeklagte behauptete, daß er in Notwehr gehandelt habe, da Holzer nach einem Beil griff, um damit nach ihm zu schlagen. Die Geschwornen bejahten einstimmig die Frage auf qualifizierte schwere Körperverletzung; die Frage auf gerechte Notwehr wurde einstimmig verneint, die nächste Frage auf Überschreitung der Notwehr bejahten sie wieder, gleichzeitig aber verneinten sie die Zusatzfrage, ob der Angeklagte voraussehen mußte, daß daraus ein Nachteil für das Leben oder die Gesundheit des Holzer entstehen müsse. Infolge dieses Verdikts mußte der Angeklagte *gänzlich freigesprochen* werden. *Über diesen Ausgang waren die Geschwornen am verblüfftesten*, und ihr Obmann sowie die übrigen Geschwornen erklärten dann privatim, daß es gar nicht ihre Absicht gewesen sei, den Angeklagten freizusprechen; sie hatten sich in einem Irrtum über die Wirkung des Verdikts befunden ... «

*

»Die Dienstmagd Sofie Syroster war von der Staatsanwaltschaft Neusandec angeklagt, ihr erst 14 Tage altes Kind ermordet zu haben. Sie war geständig und gab an, in großer Not gewesen zu sein, in ihrer Verzweiflung habe sie nicht gewußt, was sie tue. Der Gerichtshof stellte nebst der auf Mord lautenden Hauptfrage auch eine Zusatzfrage wegen Sinnesverwirrung auf. Nachdem die Geschwornen die erste Frage bejaht hatten, erbaten sie sich bezüglich der zweiten Frage eine Rechtsbelehrung, worauf ihnen der Präsident im Beratungszimmer bekannt gab, im Falle einer Bejahung der Zusatzfrage würde der Freispruch erfolgen. Nach beendeter Beratung verkündete der Obmann, die auf Sinnesverwirrung lautende Frage sei mit fünf Ja und sieben Nein beantwortet worden, worauf die Angeklagte *zum Tode durch den Strang verurteilt* wurde. *Die Geschwornen waren hierüber ganz erstaunt* und der Obmann erklärte, sie hätten bestimmt den Freispruch erwartet, da sie meinten, es müßte sonst die Zusatz— sowie jede Hauptfrage mit Zweidrittelmajorität entschieden werden. Weiters gaben vier Geschworne dem Verteidiger bekannt, sie hätten gemeint, die Beantwortung mit 'Nein' sei auch bei der Sinnesverwirrung so viel wie *nicht schuldig* ... «

* * *

Zwei Frauen, die das in ihrem Schoße keimende Leben vernichtet hatten, sind neulich in Wien vor Gericht gestanden und freigesprochen worden. Das Gewissen der Richter sprach das Urteil, ihr juristisches Wissen fand ihm keine Begründung: Nicht die Schuld, sondern die Tat selbst ward geleugnet; man nahm an, daß jenen Frauen die Leibesfrucht schon abgestorben war, als sie den Entschluß, sich der gefürchteten Mutterschaft zu entledigen, faßten und ausführten. Barmherzig schloß diesmal die Justiz die Augen vor Lebensabgründen. So macht im einzelnen Fall die Rechtsprechung die Sünden des Rechtes gut, das eigensinnig den Blick vom Leben abwendet und längst in solcher dem neuen Erkennen und Fühlen abgewandten Haltung erstarrt ist. Aber müssen wir den Richtern nicht noch dafür dankbar sein, daß sie sich begnügten, einen Erfolg zu bestreiten, und die Frage von sich fortschoben, ob dieser Erfolg, wenn er wirklich herbeigeführt wurde oder auch nur herbeigeführt werden sollte, unbedingt strafbar gewesen wäre? Man darf von Männern, die unter dem zweifachen Druck des Gesetzes und der öffentlichen Meinung stehen, nicht allzuviel Mut der Aufrichtigkeit in einer Zeit erwarten, in welcher der neue Schweizer Strafgesetzentwurf — das Werk des nach Wien berufenen Professors Stooß — Ärzte und Apotheker, die mit Willen einer Frau dazu helfen, ihr die Leibesfrucht abzutreiben, mit zwei bis zehn Jahren Zuchthaus bestrafen wollte, und in welcher das deutsche Reichsgericht entschieden hat, daß schon die Kundgebung des Willens zur Fruchtabtreibung strafbar sei, und ein verdammendes Urteil gegen ein Weib gefällt hat, das sich irrtümlich schwanger glaubte und eine grossesse imaginaire zu beseitigen versuchte. Sich von solcher Hypokrisie des Rechtsempfindens ferngehalten zu haben, ist ein Lob für unsere Richter, und man soll es ihnen nicht schmälern, weil sie sich vom psychologischen Drang nicht zum Spüren in sozialen Fragen locken ließen. Keinen aber gibt es zudem, der in voller Freiheit, sich seinen Gedanken zu überlassen, nicht vor den äußersten Konsequenzen bangte, zu denen sie ihn führen könnten, wenn er der Frage der Fruchtabtreibung nachsinnt. Jene Fälle, in denen jüngst Recht gesprochen ward, sind gegensätzlich und beide typisch. Materielle Not hat die eine Mutter die Frucht in ihrem Leibe töten lassen, und wenn es ausgemacht ist, daß Ärzte das Leben des keimenden Kindes opfern dürfen und müssen, wo die Austragung des Keims das Leben der Mutter zu vernichten droht, wird der Soziologe der Frage nicht wehren können, ob denn lediglich das Leben der Mutter und ihre Gesundheit oder nicht auch ihre wirtschaftlichen und sozialen Lebensmöglichkeiten Schutz verdienen. Wem aber würde er es anvertrauen, jedesmal das Recht auf Schutz zuzuerkennen oder zu versagen? In Furcht vor der Zukunft des Kindes, das sie von einem geisteskranken Vater unter dem Herzen trug, hat die andere Mutter gehandelt, und wie fern die Gegenwart auch den Anschauungen von Völkern steht, die, auf Rassenzüchtung bedacht, das Lebensunfähige zum Tode verdammt, so fühlen wir doch, wo Kinder zu nutzlosem Leiden in die Welt gesetzt werden sollen, die ganze Gewalt des griechischen »Nicht geboren werden ist das Beste!« und möchten wenigstens dem Arzt das Recht vindizieren, zu bestimmen, daß dem Tuberkulösen, dem Alkoholiker und dem Syphilitischen keine Nachkommenschaft werde. Schlimmer indes als die Feigheit, die sich an solche Fragen nicht heranwagt, ist die Heuchelei, die da tut, als ob sie sich ihrer niemals bewußt geworden wäre. Und dennoch vermag, auch wer an der Strafbarkeit der Fruchtabtreibung nicht den leisesten Zweifel gelten lassen wollte, nicht darüber hinwegzusehen, daß die Vernichtung keimender Leben längst zu einem einträglichen und — durch Ankündi-

gungen, welche »diskrete Hilfe« verheißen — in der vollen Öffentlichkeit von Zeitungen und Straßentafeln betriebenen Gewerbe geworden ist. Wenn dieses Gewerbe gefährlich ist, so ist es das nur, weil man »weisen Frauen« überläßt, was die Weisheit des Gesetzgebers der kundigen Hand des Arztes verbietet. Man erhöht, indem man sie ausnahmslos als Verbrechen stigmatisiert, die Schädlichkeit der Fruchtabtreibung und koppelt sie überdies mit Ausbeutung und Erpressung zusammen. Aber dabei beruhigt man sich in der Überzeugung, daß sonst die Abneigung gegen das Gebären unaufhaltsam wachsen würde. Freilich, die Abneigung gegen das Gebären muß sich nicht erst in der Beseitigung der Folgen einer Empfängnis betätigen, sondern sie kann sich auch in der Verhütung der Empfängnis bewähren. Gleichviel: die Moral ist offenbar aufs beste gewahrt, wenn die Furcht der Gatten, Kinder zu zeugen, und die Furcht der Gattinnen, Kinder zu bekommen, nicht zur Abtreibung der Leibesfrucht, sondern bloß zu einer unnatürlichen Enthaltbarkeit führt, welche die Ehen zerrüttet, und zu höchst legitimen ehelichen Schweinereien.

§

* * *

Kellnerjungen

Die Wiener Gemütlichkeit läßt sich durch den täglichen Anblick der Ausbeutung und Mißhandlung von zweitausend halbwüchsigen Jungen nicht stören. Wen würde, wenn nur das Bier frisch ist, der Bierjunge kümmern, der es aufträgt? Genug, wenn man dem »Piccolo«, dem Kellnerbuben, einmal eine Ungeschicklichkeit oder Vergeßlichkeit nachsieht, und für ein paar ungeduldige oder grobe Worte bietet das Trinkgeld eine gern genommene Entschädigung. Aber jeder Wiener, der sich im Gasthaus behaglich fühlt, sollte zur Strafe verdammt werden, sich etwas über die Lage der Kellnerlehrlinge erzählen zu lassen. Dann würde, auch wer nie in die Ecke geblinzelt hat, in der just ein Zahlkellner oder Speisenträger den Piccolo mit Ohrfeigen und Püffen regalierte, auch wer überzeugt ist, daß Vorkommnisse, wie sie in dem Prozeß gegen den Oberkellner eines großen Mariahilfer Restaurants geschildert wurden, in seinem Stammgasthaus unmöglich wären, auch wer sich nie den Kopf darüber zerbrochen hat, ob es sich wirklich um Lehre oder bloß um Ausbeutung in Restaurants handelt, in denen nicht die Anstellung der »ausgelernten« Kellnerlehrlinge, sondern ihre Entlassung die Regel ist, — auch ein so Gedankenloser würde dann wohl entsetzt sein, wenn er erführe, daß man Knaben im Alter von 14 bis 17 Jahren eine mindestens vierzehnstündige — und nicht selten eine siebzehnstündige — Arbeitszeit zumutet. Wenn nach einer Aufführung der »Meistersinger« etwa gegen Mitternacht die Säle eleganter Stadtraurants in der Nähe der Oper sich wieder für zwei Stunden füllen und schlaftrunkene Jungen kaum mehr den Wünschen der Gäste zu horchen vermögen: fragt da jemand, wie lang diese schlafbedürftigen Burschen noch nach dem Scheiden des letzten Gastes mit Abtragen und Aufräumen beschäftigt sind und wann sie am nächsten Morgen wieder zur Stelle sein müssen? Solche Neugierde wäre leicht zu befriedigen, und man brauchte von dem Menschenfreund nicht noch zu verlangen, daß er sich außer um die Schlafenszeit auch um die Schlafstätten der Kellnerlehrlinge erkundige: Das Gefühl des Mitleids muß nicht noch mit dem Ekel über die üble Luft und die Unreinlichkeit in Räumen kumuliert werden, in denen ein halbes Dutzend Schlafender Leib an Leib zusammengepfercht ist. Wenn man aber von allen diesen Dingen weiß — und man kann von ihnen nur durch die Befragung jedes einzelnen

Kellnerlehrlings wissen —, so wird man es kaum glauben wollen, daß nicht nur die Gesetzgebung, mag sie schon die Arbeitszeit erwachsener Kellner unregelt lassen, sich bisher über die Pflicht hinweggesetzt hat, die Arbeitszeit von Halberwachsenen zu beschränken, sondern daß nicht einmal die zur Kritik der Übelstände in den Arbeitsverhältnissen Berufenen je ihre Stimme zu Gunsten der Kellnerlehrlinge erhoben. Man muß um fünf Jahre zurückgehen, um in den Berichten des Wiener Gewerbeinspektors einen Tadel der Zustände in den Wiener Gasthäusern zu finden. Damals (1898) beanstandete Herr Kulka die Schlafräume, in denen Kellner und Kellnerlehrlinge meistens untergebracht sind:

»Entsprechende Waschvorrichtungen sind selten vorhanden«, berichtete er, »der Luftraum ist meist ungenügend, und auch die Reinhaltung läßt vieles zu wünschen übrig. In dem Schlafräum einer großen Gastwirtschaft wurden drei große Käfige mit Tauben vorgefunden, welche einen abscheulichen Geruch verbreiteten. Die Schlafstellen selbst sind oft nicht entsprechend. In einem größeren Restaurant waren keine Betten vorhanden; diesem Zwecke dienten die Sitzbänke (Flöhtruhen); ein Gehilfe bereitete sich täglich sein Lager auf einem Tische.«

Herr Kulka erstattete in demselben Jahre Anzeigen gegen 44 Gastwirte, weil sie ihrem Personal die an Stelle der Sonntagsruhe vorgeschriebene Ersatzruhe nicht gewährten, und Jahr für Jahr hat er seither wiederholt, daß bei den »kleinen« Gastwirten die Ersatzruhe ungenügend geregelt sei. Die großen Restaurants aber hat er offenbar nicht mehr inspiziert. Es ist wahr, die Befugnisse des Gewerbeinspektors gegenüber den Wirten sind gering, und sich um Arbeitszeiten zu kümmern, ist für ihn nur dort Pflicht, wo sie gesetzlich geregelt sind. Wäre es aber nicht seine moralische Aufgabe, die gesetzliche Regelung, wo er sich leicht von ihrer Unumgänglichkeit überzeugen kann, in seinen Berichten zu verlangen und immer wieder zu verlangen? Im Jahre 1898 sah der Wiener Gewerbeinspektor schwere Übelstände im Gast— und Schankgewerbe. Man wird fragen, ob er sich später die Gewißheit verschaffte, daß sie gemildert seien. Einige Zahlen geben die Antwort. Die Zahl der vom Wiener Gewerbeinspektor besuchten Etablissements des Schank— und Gastgewerbes betrug im Jahre 1898: 170, im Jahre 1899: 14, im Jahre 1900: 7, im Jahre 1901: 27, und im Jahre 1902: 14. Das bedeutet, daß der Gewerbeinspektor es seit fünf Jahren aufgegeben hat, sich mit den Arbeitsverhältnissen der Gasthäuser ernstlich zu befassen. Umso mehr ist es nötig, daß die Öffentlichkeit ihnen endlich ihre Teilnahme zuwende. Ungerecht wäre es, einzelne Gastwirte, bei denen nicht ärgere als die üblichen Mißstände herrschen, anzuklagen. Aber Forderungen wie die, daß kein Knabe unter sechzehn Jahren nach 10 Uhr abends zur Arbeit verwendet werden dürfe, daß kein Kellnerlehrling das Geschäft abends später verlassen dürfe als zwölf Stunden, nachdem er es am Morgen betreten hat, solche Forderungen und andere, die sich auf die Gewährung von Essenspausen und Ruhezeiten sowie auf die Festsetzung einer Höchstzahl von Lehrlingen beziehen, dürfen nicht länger unerfüllt bleiben.

J. F.

* * *

Schulhygiene

Nun ist auch der niederösterreichische Landesschulrat zum »Kampf gegen die Tuberkulose« ausgezogen. Das heißt: ein Erlaß ist ergan-

gen. Bald worden in allen Schulzimmern und auf allen Schulgängen hygienische Spucknapfe aufgestellt worden, und unsere Schulkinder werden der Verlegenheit, den Wunsch »Darf ich hinaus?« öfter als einmal in der Stunde zu rechtfertigen, enthoben sein und sich der Pein des langen Stillsitzens durch häufiges Ausspucken entziehen können. Außer den hygienischen Spucknapfen ist aber dem Landesschulrat wenig eingefallen. Daß Kinder Luft und Licht und Reinlichkeit brauchen, dürfte ihm freilich bekannt sein, nur glaubt er genug getan zu haben, wenn er — bei dem Wiener Schulmangel — verlangt, daß jedem Schulkind ein ausreichender Luftraum gesichert werde, und wenn er die Einrichtung von Schulbädern »empfiehlt«. Solche Ratschläge sind eben so billig, wie ihre Ausführung teuer wäre. Es gibt jedoch hygienische Maßregeln, welche dem Landesschulrat vielleicht mehr Kopfzerbrechen, der Kommune aber weniger Geld kosten würden. Beispielsweise ist die Abschaffung des bei uns üblichen Winter—Turnunterrichts, mit der verderblichen Staubentwicklung in geschlossenen, schlecht ventilierten Räumen, eine unabweisliche Forderung der Hygiene, und wenn der Landesschulrat überdies etwa Vorschriften für die Reinigung und Lüftung der Schulzimmer aufstellen und den Lehrern empfehlen würde, in die Rubrik »Anmerkung« der Schulzeugnisse nötigenfalls Tadelbemerkungen wie »Ist unrein gehalten« oder »Mangelhafte Zahnpflege« zu setzen, so könnte er in seinem Wirkungskreise, in dem er kostspielige Reformen nicht herbeizuführen vermag, immerhin einiges leisten. Der niederösterreichische Landesschulrat gibt sich indes mit derlei Kleinigkeiten nicht ab. Er hat den Ehrgeiz, große Fragen wie jene der Anstellung von Schulärzten zu lösen. Weil aber die Gemeinden Schulärzte nicht bezahlen wollen, bestimmt er, daß die Bezirks— und Amtsärzte »berechtigt« sind, die Schulen zu revidieren, und wenn auch diese vielgeplagten Leute zu solchen unbezahlten Revisionen kaum Zeit und Lust haben werden, hält man es doch nicht für ausgeschlossen, daß die Drohung mit einer Überrumpelung durch ärztliche Visiten der Tuberkulose imponieren werde. Sollte der Landesschulrats—Erlaß von Erfolg sein, so könnte man auf ähnliche Art allen anderen Übelständen in den Schulen beizukommen versuchen. Denn wenn es hinreicht, für die Gesundheit der Schulkinder zu sorgen, indem man den Amtsärzten das Recht zur Schulvisite einräumt, so ließe sich auch der ungenügenden Ernährung der Kinder durch einen Erlaß abhelfen, welcher bestimmen müßte: »Zwischen der zweiten und dritten Vormittags—Unterrichtsstunde ist den Schülern eine halbstündige, und zwischen Vormittags— und Nachmittags—Unterricht eine mindestens zweistündige Pause zu gewähren, während deren die Eltern *berechtigt* sind, den Kindern eine — vormittags aus einem und mittags aus vier Gängen bestehende — Mahlzeit zu verabreichen«. Unsere Behörden sind allzu bescheiden, wenn sie allesamt die Koerbersche Methode der Erlässe gegen öffentliche Übelstände immer nur bei der Tuberkulose anwenden. Der Fortschritt, den die Sozialhygiene unter Herrn v. Koerber gemacht hat, daß nämlich des »Besprechen« von Übelständen nicht mehr bloß so viel wie »Erörtern«, sondern bereits »Beschwören« bedeutet, muß auch den anderen Gebieten sozialen Lebens zugute kommen.

†

* * *

[Zum Apothekengesetz]

Den Vorwurf wegen ihrer Haltung in der Apothekenfrage hat die 'Arbeiter—Zeitung' nicht verdient. Denn sie hat noch vor dem Erscheinen der Nummer 148 der 'Fackel' — am Tage ihrer Drucklegung — in einem kräftigen

und gescheiterten Artikel den Apothekenkapitalismus angegriffen. So löblich indes alles ist, was das Proletarierblatt zu Gunsten der Pharmazeuten gegen die Apothekenbesitzer vorgebracht hat, das Verständnis für das Wichtigste fehlt: Der Krankenkassen hat sich die 'Arbeiter—Zeitung' nur nebenhin angenommen, die Frage der Medikamententaxe kaum gestreift, während doch das Proletariat durch die Verteuerung der Arzneien um weit größere Summen geschädigt wird als durch eine lokale Maßregel wie die Erhöhung der Wiener Spitalsgebühren, die in der 'Arbeiter—Zeitung' mit Recht so energisch bekämpft worden ist. Über der Hoffnung, unter einer Klasse ausgebeuteter geistiger Arbeiter — den Pharmazeuten — durch Vertretung ihrer Interessen neue Anhänger zu gewinnen, dürfte die 'Arbeiter—Zeitung' ihre höhere Aufgabe nicht vernachlässigen, immer wieder die Beseitigung einer antisozialen Steuer zu fordern, die ebenso empfindlich wie ungerecht ist. Man braucht nicht zu verlangen, daß die Apotheker auf allen Verdienst bei der Lieferung von Medikamenten an die Mitglieder der Krankenkassen verzichten. Aber die Apotheker müssen sich mit dem Gewinn begnügen, der ihnen noch bliebe, wenn für die Krankenkassen eine eigene Taxe aufgestellt würde, deren Sätze durchschnittlich um 66 Prozent ermäßigt wären.

†

* * *

[Der Fall Marmorek]

Über das Marmorek—Serum sind die Meinungen noch immer geteilt; zwar nicht die Meinungen der Gelehrten, aber jene der Pariser Zeitungskorrespondenten. Dem Professor Dieulafoy sind von sieben Patienten, die er mit dem Serum behandelte, fünf gestorben; aber nach der 'Neuen Freien Presse' »verwarnte er sich auf das entschiedenste dagegen, aus seinen Versuchen irgendwelche Schlüsse für oder gegen das Serum zu ziehen«, während er nach dem 'Neuen Wiener Journal' »aus diesem Grunde die weiteren Versuche mit dem Marmorekschen Serum an seiner Klinik eingestellt« hat. Auch Professor Hallopeau sprach in der letzten Sitzung der Académie de médecine über das Antituberkulose—Serum. Wie Herr Nordau behauptet, war er aber »dermaßen erkältet, daß seine Mitteilungen überhaupt nicht gehört wurden«; dagegen will Herr Hercevicci gehört haben, daß Professor Hallopeau in keinem Fall einen Heilerfolg erzielt hat und daß einzelne seiner Kranken nach der Injektion neue Krankheitsherde neben den alten erhielten. Einen dritten Professor, Herrn Le Dentu, hat der Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' zur Abwechslung nicht gesehen: er erwähnt ihn überhaupt nicht. Das 'Neue Wiener Journal' jedoch bezeugt, daß auch dieser Arzt einen Mißerfolg feststellte. Nur Professor Monod scheint von Herrn Marmorek's Serum noch nicht enttäuscht; ob er aber, wie die 'Neue Freie Presse' behauptet, »durchwegs die schwersten Fälle genommen« und sich bei diesen von der Heilkraft des Serums überzeugt hat, oder ob er, wie das 'Neue Wiener Journal' erzählt, eingeräumt hat, daß es sich bei seinen Versuchen »allerdings zumeist um äußere, um Knochentuberkulose handle und er müsse sich deshalb eine gewisse Reserve auferlegen«, das bleibt unentschieden. Ganz unparteilich ist in der Tuberkulosefrage das 'Neue Wiener Tagblatt'; es begnügt sich, fleißig die Inserate von »Kidd's Lebenselixir« zu bringen, einem Heilmittel, welches gegen alle Leiden hilft, und es bekennt dadurch, daß es bei der Beurteilung des Marmorek—Serums von persönlichen Rücksichten frei ist, weil Herr Dukes überhaupt nicht an spezifische Heilmittel glaubt.

†

[Was geschieht mit den 100 Francs?]

Kriminalisten, die der Aufführung von »Crainquebille¹« im Josefstädter Theater beiwohnten, haben einen Fehler der Wiener Inszenierung bemerkt. Der unglückliche Grünzeughändler ist verurteilt; jener angesehene Zeuge, dessen Aussage weniger Gewicht hatte als der Diensteid des Schutzmanns, und der gefühlvolle Gerichtssaalzeichner, der als Raisonneur die Meinung des Autors über die Ungerechtigkeit der Rechtsprechung zu vertreten hat, treten einer nach dem andern auf den schwatzhaften Verteidiger zu und überreichen ihm je 50 Francs für den armen Verurteilten. In Wien, wo man für die schmockige Beredsamkeit des Anwalts das intimste Verständnis hat und wo die — von Herrn Straßny trefflich gespielte — Episode des Phrasendreschers, der das Interesse seines Klienten preisgibt, den Erfolg des Werkes erringen half, knüpfte man an den Empfang der Spenden besondere Erwartungen. Man suchte eine Pointe und war enttäuscht, als der Verteidiger das Geld mit der Zusicherung, es seiner Bestimmung zuzuwenden, einfach entgegennahm. Hier hätte irgendetwas »geschehen« müssen. Die Wiener Inszenierung hat übersehen, daß sich bei uns an die Übernahme von Geldbeträgen für arme Klienten besondere Traditionen knüpfen. Es ist immer ein dramatischer Kunstfehler, wenn eine Erwartung des Zuschauers unbefriedigt bleibt, und so wie in dem blitzdummen »Strom« von Max Halbe jeder im letzten Akt auf die Großmutter wartet, die sich schmollend im ersten in die Dachkammer zurückgezogen hat, so hat man in »Crainquebille« auf die Enthüllung gerechnet, daß von den hundert Francs *mindestens* die Expensen für den beredten Anwalt in Abzug gebracht werden. Darauf hatte das Wiener Publikum ein Anrecht. Der Fall jener Zierde des Barreaus, die, selbst vermögend, unter den Geschworenen eine Kollekte für den verurteilten armen Teufel veranstaltet und sich von dem Ertrag die Expensensumme abgezogen hat, ist ja noch in frischer Erinnerung. Das Bild einer schlechten Justiz, das Anatole France entwirft, wird für uns erst vollständig sein, wenn der kleine Zug, der manchen Schützer der Bedrängten charakterisiert, nachgetragen wird. Laut mahnend erhebt sich die Frage. *Was geschieht mit den 100 Francs?* ... Man lokalisiere »Crainquebille«!



[Charles]

Das Unabwendbare ist eingetreten: Der Porträtist des 'Neuen Wiener Journal' hat uns Meister Charles Weinberger in seiner Häuslichkeit vorgestellt. Es war neckisch. Wir erfuhren vor allem andern, daß der Mann sehr berühmt ist. Es genüge, ihn mit »Charles« zu bezeichnen: die Leser wissen sofort, daß es sich nicht um einen Oberkellner, sondern um einen Komponisten handelt. »Man mache nur einmal die Probe und frage einen wildfremden Menschen im ersten, *vielleicht auch* im zweiten Bezirk: 'Haben Sie nicht den Charles gesehen?', und man wird zur Antwort bekommen: 'Komponist Charles Weinberger ist hier zu der und der Zeit, *oft begrüßt und oftmals grüßend, vorbeigekommen*'.« »Vielleicht auch« im zweiten Bezirk? Ich glaube,

1 Schauspiel nach der gleichnamigen Erzählung Anatole Frances

dort vor allem. »Welcher Wiener«, ruft der Porträtist, »kennt Charles Weinberger nicht«? Das ist sicherlich übertrieben, und wenn man dem muntern Komponisten so vieler längst beliebter Lieder die Leopoldstadtbekanntheit bestätigt, so kann er zufrieden sein. Er hält sich ja selbst für keinen »Wiener«: Als unsere Operette ihre Blütezeit erreicht hatte, erzählt er dem Interviewer, »da kam ich, ein *Fremder*, mit einer *nicht ganz dem Wiener Geschmack Rechnung tragenden* Richtung«. Aber nach und nach hat er sich an Millöcker gewöhnt ... Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß Charles Weinberger, bevor er sich dem Komponistenberuf widmete, bestimmt war, *Landwirt* zu werden«. Also Getreideterminhändler? Aber schließlich kommt's auf den Ausdruck nicht an, und jedenfalls war Weinberger nicht bestimmt, Komponist zu werden. Er hätte sonst gewiß auch das, was ihm an der Wiege gesungen wurde, in einer seiner späteren Operetten verwertet. Er ist ein Stiefkind des Herrn Hugo Wittmann; aber eben darum kein Stiefkind des Glücks, und wenn das 'Neue Wiener Journal' versichert, er habe trotz dem großen Einflusse seiner Eltern auf Wiener Theater— und Literaturverhältnisse »seinen Weg allein gehen müssen«, so ist damit jedenfalls der tägliche Weg in die Redaktion der 'Neuen Freien Presse', in der ein eigenes Ressort für Weinberger—Reklamenotizen etabliert werden mußte, gemeint, ein Weg, auf dem man freilich keinen Begleiter wünscht. »'Wenn er Talent hat, wird er sich schon durchringen', sagte seine Mutter.« Wenn er aber keins hat, fliegt ihm der Zeitungsruhm mühelos in den Schoß ... Seine Librettisten, versichert Herr Weinberger, schätze er hoch, »vor allen Leo Stein, den geistreichen, feinfühligem *Pointenfinder*«. Herr Stein findet Pointen, wie Herr Weinberger Melodien; so läßt's sich gut zusammenarbeiten. Wie »schafft« unser Meister? Hören wir ihn selbst: »Ich arbeite sehr leicht und arbeite *nie gezwungen*, sondern *nach Inspirationen*. Am liebsten ist mir *die Stille der Nacht* zur Tätigkeit. Melodien fallen mir aber zumeist im Eisenbahnwagen ein, oder auf der Straße.« Da ist so recht die Art des Genies. Weinberger ist nicht gezwungen, zu komponieren; dennoch tut er's. Und zwar nach Inspirationen. Er schlägt z. B. eine Millöcker'sche Partitur auf und fühlt sich sogleich angeregt. Daß sich gerade zu solcher Tätigkeit »die Stille der Nacht« am besten eignet, ist ja bekannt. Auch im Eisenbahnwagen fallen ihm Melodien ein, oder auf der Straße. Im Eisenbahnwagen: das skandierte Geräusch befördert, wie man weiß, auch bei musikalisch weniger begabten Leuten allerlei Erinnerungen. Auf der Straße: was die Werkel spielen und die Spatzen von den Dächern pfeifen, finden wir in der populären Musik Charles Weinberger's, und es ist für die Popularität schließlich gleichgültig, was früher und was später war, ob das Lied früher berühmt wurde oder der Komponist ... Wir wissen es seit langem, Weinberger strebt nach Höherem, nach der Oper. Er wollte einmal dem Pensionsfonds des Wiener Hofoperentheaters einen größeren Betrag spenden, wenn Opernsänger sich entschlossen, in einer seiner Operetten aufzutreten. Werden sie jetzt noch widerstehen können, da Weinberger an einer veritablen Oper arbeitet? Aber ach!, in *Deutschland* wird man Gelegenheit haben, das Werk bald zu hören. In Wien? ... Weinberger kleidet sich in Melancholie und seine Gemahlin, die der Sitzung beiwohnt, damit mir *nur ja kein interessanter Zug entgehe*, sekundiert ihm: 'In Wien wird man geehrt, gefeiert und aufgeführt, *wenn man tot ist*'.« Das klingt bitter. Aber wozu hat Wien an dem Schicksal der Bruckner und Wolf gelernt? Es wird seinen Weinberger nicht wie diese verkennen! Na, und wie wird denn die neue Oper beschaffen sein? »*Er verehrt Wagner*, und ich *glaube* nach einem Lied, das mir der Komponist vorspielte, daß man den *Stil Wagner's an seinem Werke merken* wird.« »In Wien wäre ihm eine Besetzung mit Schrödter und Hesch *sehr erwünscht*« ... Damit aber im Bilde des

Musikheroen auch ein menschlicher Zug nicht fehle, vernehmt: »Weinbergers gehen zum Speisen, da ich weggehe, und ich will der Vollständigkeit halber zum Schluß noch erwähnen, daß Charles zur Suppe immer Worcestershire nimmt.« Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Worcestershire ist keine englische Melodie!

* * *

[Antisemitische Theaterkritik]

Für oder gegen den Terminhandel? ... Freund oder Feind der Börsenkorraption? ... Solche Fragen rühren nicht mehr die christlich—sozialen Gemüter. Jetzt heißt's nur mehr: Für oder gegen *Mendelssohn*! Der vom Berliner Bankhaus? Nein, der vom »Sommernachtstraum«! Wer ihn im Jubiläumstheater nicht deplaziert findet, gilt für einen unsichern Kantonisten ... Im antisemitischen Preßlager ist Meuterei ausgebrochen. Ein Währinger Bezirksblatt bringt »Enthüllungen« über die 'Volksblatt'—Leute, die gegen das Jubiläumstheater hetzten und den Vereinspräsidenten Baumann der schwersten Sünden wider den heiligen Parteigeist zeihen. Jetzt werden sie selbst der schmachlichsten Konzessionspolitik überwiesen. Interessanter aber als die vielbesprochene Anklage gegen Herrn Schwer, der nach jüdischem Muster eine wirksame Verquickung seiner kritischen und seiner Autorentätigkeit versucht haben soll, ist eine Charakteristik des Herrn Puchstein, dessen journalistische Existenz auf dem in der 'Fackel' oft erörterten Kontrast zwischen antisemitischer Theorie und antisemitischer Praxis basiert erscheint. »Da wurde die 'Deutsch—österreichische Schriftstellergenossenschaft' als Gegengewicht gegen die vollständig verjudete 'Concordia' gegründet. Aufnahme finden nur Arier. Selbstverständlich sind die Volksblattleute dabei: Herr Pazelt wurde Präsident, und Puchstein, der grimme Antisemit, durfte nicht fehlen. Ein verdienstvoller Mann gelangt bald zu Ehren, und so wurde Herr Puchstein Vergnügungsmeister, dem es obliegt, bei Vortragsabenden der 'Deutsch—österreichischen Schriftstellergenossenschaft, für entsprechende Abwechslung zu sorgen ...« Folgt Aufzählung sämtlicher jüdischen Künstler und Künstlerinnen, die bisher an diesen Abenden mitgewirkt haben und dafür im 'Deutschen Volksblatt' gelobt wurden. »Nach den Vorträgen wird ganz selbstverständlich soupiert und champagnisiert, dann wird's erst gemütlich. Freund Puchstein streift seinen Antisemitismus ab und legt ihn wie ein paar beschmutzte Handschuhe beiseite« ... »Auch jüdische Komponisten und Schriftsteller lobt unser Puchstein über den grünen Klee; im 'Deutschen Volksblatt' wird der Komponist des 'Süßen Mädels' hervorgehoben ... « Das ist richtig; dagegen wird aber die Musik Mendelssohn's mit dem Parteibann belegt, und im Gehirnweichbild Wiens ist jeder Antisemit verpflichtet, die Schändung des Jubiläumstheaters zu beklagen, auf dessen Bühne einmal der Sohn des Vereinspräsidenten eine Offenbach'sche Melodie gespielt hat. Das eine muß man freilich zugeben: mochte das 'Deutsche Volksblatt' auch zwischen dem Lob des »Süßen Mädels« und dem Tadel jüdischer Musikheroen schwanken, gegen Gustav Mahler ist es allzeit konsequent geblieben. Und so schrieb denn am 2. Dezember Herr Hans Puchstein in der Kritik einer Tannhäuser—Aufführung: »Zwischen Orchester und Solisten herrschte gestern nicht immer volle Übereinstimmung. *Kein Wunder, am Dirigentenpulte saß Herr Mahler: da mußte man von vornherein auf kleine Entgleisungen gefaßt sein.*« Und nun hört, Antisemiten Wiens: Im 1. Akt jener Tannhäuser—Vorstellung dirigierte Herr *Walter*. Da er krank wurde, holte man als Sukkurs Herrn Schalk, der den II. und den III. Akt dirigierte, denselben Schalk, der von Herrn Puchstein stets gegen Mahler ausge-

spielt wird. Herr Mahler aber saß zur selbigen Stunde am Dirigentenpult — *in Frankfurt*. Zwischen *zwei* anderen Gesichtern hatte Herr Puchstein die Wahl; — er verwechselte *beide*. Er hatte gehört, Mahler werde dirigieren, und da war er wirklich »*von vornherein* auf kleine Entgleisungen *gefaßt*.« Herr Puchstein hat einmal Frau Guteihl—Schoder als Giulietta in »Hoffmanns Erzählungen« heruntergerissen, als sie wirklich spielte und ihr Name auf dem Theaterzettel stand, und dieselbe Leistung begeistert gepriesen, da auf dem Zettel der Name der Frau Hilgermann, die in letzter Stunde krank wurde, zu lesen war. Herr Puchstein ist eben ein Kritiker, der sich nicht beeinflussen läßt. Am allerwenigsten durch den Zufall einer Absage.

* * *

Ein guter Witz

»Wir haben in unserem gestrigen Blatte des falschen Gerüchtes Erwähnung getan, das über eine der höchsten Aristokratie angehörende Dame, welche zur Zeit mit ihrem Gatten in Prag lebt, in der Wiener Gesellschaft verbreitet war, und dieses Gerücht schon gestern auf Grund der von uns eingezogenen Erkundigungen als total erfunden bezeichnet. Da die 'Frankfurter Zeitung' die falsche Nachricht in positiver Form wiederholt und sogar den Namen der Fürstin Elisabeth Windisch—Graetz nennt, halten wir es für unsere Pflicht, die völlige Haltlosigkeit des unbegründeten Klatsches noch einmal nachdrücklich zu betonen.«

So entrüstet schreibt — das 'Neue Wiener Journal', da ihm ein anderes Blatt einen Hofskandal weggeschnappt hat.

* * *

[Der Reiseschriftsteller]

Die Geschichte mit den Obligationen und das Plagiat eines Reiseumsetzungs sind der Tatbestand, den die »Judenpresse« dem armen Vergani immer wieder unter die Nase reibt. Nun schreibt er Reisebriefe aus Petersburg, wo das Land Niederösterreich die Ausstellung »Welt des Kindes« beschickt hat, und die liberalen Humoristen machen sich zwar über diese Feuilletons lustig, glauben aber, daß er diesmal wirklich *selbst* schreibt. Ob das der Fall ist, möge die folgende Untersuchung ergeben. Da ist am 10. Dezember der fünfte der Berichte erschienen, die Herr Vergani dem 'Deutschen Volksblatt' gesendet hat. Auf der zweiten Seite beginnt die Beschreibung der im Saale III untergebrachten Ausstellung des Landes Niederösterreich: »An der Schwelle diese Saales bleibt der Besucher überrascht stehen ...« Was von da an in vier Spalten bis zu den Worten »... das Vertrauen in unseren künstlerischen Nachwuchs zu festigen« enthalten und mit der Chiffre E. V. signiert ist, kann man Wort für Wort *am Abend vorher in der 'Deutschen Zeitung'* (1. Seite, 3. Spalte oben, bis 2. Seite, 1. Spalte unten) finden. Dort ist der Bericht als eine *Zuschrift* »*von besonderer Seite*« bezeichnet. Da nicht anzunehmen ist, daß Herr Vergani für ein Konkurrenzblatt schreibt und diesem vor seinem eigenen Blatte einen Artikel zukommen läßt, so ist wohl zu vermuten, daß die besondere Seite ein nach Petersburg geschickter Landesbeamter ist, der die Parteipresse mit Nachrichten zu versehen hat und der Herrn Vergani an Ort und Stelle den Bericht übergab, den dieser mit seiner Chiffre signiert hat.

Daß Herr Vergani als Reiseschriftsteller Originalbeiträge leisten kann, hat er somit auch in Petersburg noch nicht bewiesen.

* * *

Ein Urteil über Georg Brandes

In dem soeben erschienenen Nachlaßwerk Otto *Weininger's* »Über die letzten Dinge« ist ein Aufsatz über »Henrik Ibsen und seine Dichtung 'Peer Gynt' (Zum 75. Geburtstage des Dichters)« enthalten. »Freilich hat dieser Künstler«, heißt es da, »dreimal schwer kompromittiert zu werden das Unglück gehabt«. Als das *zweite* Verhängnis, dem Ibsens Werke verfielen, bezeichnet Weininger »ihr zeitliches Zusammentreffen mit dem Verlangen der Frauen nach Zulassung zu den bürgerlichen Berufen, eine Koinzidenz, die man für mehr als zufällig hielt und kausal deutete«, als das *dritte*, daß der Dichter »vom Sozialismus und von der Gattungsethik reklamiert wurde«. Am schwersten scheint aber doch das *erste* zu wiegen:

»Als junger Mann fiel er jenem dänischen Journalisten in die Hände, der seine Bekanntheit zumeist dem Umstande dankt, daß er *als der erste die Gene verloren hat*, den Trieb seiner angeborenen Natur zu befriedigen, d. h. sämtliche berühmte Männer Europas zu interviewen, und dessen unglaublich flache Schönrederei über die Literaturströmungen des 19. Jahrhunderts nur darum anziehen konnte, weil man lange genug unter der professoralen Literaturgeschichtsschreibung zu leiden gehabt hatte.«

* * *

Monsieur Henry, der Conferencier

Von Peter Altenberg (Wien)

Ich sah die »Elf Scharfrichter aus München«, Cabaret de Munich.

Ich sah viele, recht ehrliche mannhafte Anständigkeit, so Chorgesangmäßiges von echtem Schrot und Korn, aus wirklicher »Begeisterung für die Sache«, ohne Anmut, ohne Esprit, ohne Salz und Pfeffer und edle Gewürze. Ich sah biderbes Wesen (ich habe keine Ahnung, was dieses Wort bedeutet), dennoch sah ich biderbes, treuherziges, sangeslustiges Wesen, in poetisch—sentimentaler, nobler und diskreter Weise aufgetischt. So kernig echt und ohne Falsch. Das Alles rann an meinem höchst verderbten und irregeleiteten Inneren aber herab wie Öl an Wasser. Gerade so. Nach drei Stunden solchen Herabrieselns von Öl an Wasser erschien der Conferencier Monsieur Henry, sang von Menschen, die Nachts durch Großstadt—Straßen torkeln, oder Ähnliches auf französisch. Das Schicksal der Menschheit brachte er vor, in Ausdruck und Gebärde. Niemand verstand ein Wort. Aber man war sehr, sehr ergriffen. Wie einst, als ein ganz alter, ganz fetter Sänger der Guilbert—Truppe den Refrain mit schrecklicher Stimme schrie: »Tu t'en iras, les pieds devant!« Das hieß: »Was Du auch unternehmen magst, Menschlein, Du wirst hinabgesenkt, voran die Füße!« Bei den deutschen Vorträgen aber gab es keinerlei mysteriöse Ergriffenheiten, über die wir uns selbst nicht klar sind; alles war flach deutlich oder so, daß hinter der Undeutlichkeit nichts anderes vermutet wurde als Undeutlichkeit. Keine Blicke in Welten, für die das Auge noch zu trübe wäre! Man applaudierte bei allen Nummern. Denn wir haben gute Ma-

nieren Fremden gegenüber. Aber der Applaus bei des Confrenciers Henry Gesängen war wie begeistertes Augen—Glühen, im Gegensatz zu grinsendem Mund—Lächeln bei einer Anekdote ohne Pointe.

Monsieur Henry und die durch Krankheit abwesende Madame Delwar, eine Dame, die mit ihrer Art vorzutragen die armseligsten Alltag—Ereignisse in Welten—Müdigkeiten und Trostlosigkeiten der Seele taucht, sind organische Überbrettlkünstler, einfach vom Schicksal zufällig ausersehen dazu, wie Detlev v. Liliencron mit seinen Liedern, Frank Wedekind mit seinen unerbittlichen Gedichten zur Gitarre! So wären die Niese und Girardi »organische Überbrettler«, wenn sie nicht zufällig auch mehr wären und dem entwachsen aus innerer Fülle! So wäre der wunderbare Glockenchor aus »Pagliacci«, von zwanzig wunderschönen Neapolitanerinnen in edlem, einfachem Nationalkostüme gesungen, eine »erstklassige« Überbrettlnummer, wenn Leoncavallo nicht die Kraft mitbekommen hätte, ihn nur als einen kleinen Bruchteil einer ganzen reichen Oper zu komponieren! Ein Überbrettl hätte wenigstens die *Hundertstel—Genies* zu bringen, die nicht Kraft genug gehabt haben, *ganz Ganze* zu werden! Das Überbrettl sei wenigstens die Oase für schwächlich ausgerüstete Genies, nicht für schwächlich ausgerüstete Talente! Das ist dann seine künstlerische Berechtigung! Einen Fetzen bringen von einem Genius, ein Stammeln seines Absynthrausches, ein Ächzen seines verkommenen Herzens! Ein Haar von einer Edel—Locke! Einen Duft—Hauch von einem Adels—Körper! Aber nur das, nur das!

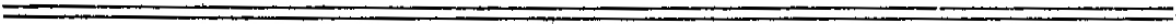
Solche Genie—Fötusse, solche Sieben—Monat—Kind—Genies waren im Wolzogen'schen Überbrettl die Musik von Oskar Strauß zu Liliencron's Burgmusik und Bozena Bradsky's süße bestrickende Vortragsart. Aber die Nur—Talente sind fade. Sie erzeugen eine Nerven—Empfindung, wie wenn »en famille« dem Großpapa zu Ehren Vorträge von talentierten Enkelkindern stattfänden, ein französisches Gedicht, eine Pièce am Piano à quatre mains, eine Phantasie über »Lohengrin« für die Geige. Zum Schluß macht der Jüngste einen schiefen Purzelbaum auf dem Teppich. »Du, der muß ein Akrobat werden«, sagt die Tante. Aber er wird ein Konzipient.

Das Überbrettl sei ein heiliges Refugium für Halb—, für Viertel—, für Hundertstel—Genies! Aber immerhin für das Genie! In dem Jodler einer Tirolerin kann es verborgen liegen, in der Geste eines Betrunkenen! Weshalb wollen wir denn nicht das »Gewöhnliche«?!? Weil es ja sowieso vorhanden ist und niemals ausgeht. Pfeifen zum Beispiel können viele, aber so pfeifen, daß man einen Vogel im Felde, im Walde, in den Lüften zu hören vermeinte, können Wenige! Fräulein Roserl zum Beispiel, eine ganz Unbekannte, tanzt so anmutig wie niemand in der Welt! Und niemand bezahlt es ihr, erweist sich dankbar. Man sagt: »Wenn sie etwas wäre, wäre sie jedenfalls schon engagiert!« Man denkt, ein Genie ist, wer sich durchsetzt. Aber das ist die gemeinste Auffassung.

Wer sich durchsetzt, ist meistens brutal, schäbig, ordinär, ohne jegliches Feingefühl, ohne Bescheidenheit. Er hat so viel Gemeinsames mit der Menge, die ihn dann stützt. Er setzt sich durch, weil sie seine Brüder und Schwestern sind im Geiste, im Gemüte, in der Organisation, und man daher die »Familie« nicht fallen lassen will!

Aber der »Außenstehende«, der »Un—Verwandte«, der »Heimatlose« wird geopfert. Wem gehört er an? Sich selbst und Gott! Da hat man keinerlei Mitgefühl!

Es ist ein Fremdling!



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein Nekrolog für Herbert Spencer]

Philosoph. Herbert Spencer ist tot; aber als er noch lebte, schrieb Herr Ludwig Stein einen Artikel über ihn, der, da er in der 'Neuen Freien Presse' erscheinen sollte, flugs zum Nekrolog umgekrempelt werden mußte. Leider geschah dies allzu hastig. Der Schluß des Artikels »Der Philosoph des Liberalismus« (9. Dezember) lautet jetzt.

»Einen Weltherrscher im Universalreich der Geisteswissenschaften, Theodor Mommsen, haben wir vor einigen Wochen bereits von unserem spärlichen Bestand an königlichen Geistern hergeben müssen. Eduard Zeller nähert sich den Neunzigern. Und so HABEN wir Söhne des zwanzigsten Jahrhunderts einen solchen 'Representative man' wie Herbert Spencer in dieses Jahrhundert hineinragen GEGEHEN. UND SO RICHTET denn die gesamte gebildete Welt einen ÄNGSTLICHEN BLICK AUF DAS KRANKENBETT in Brighton, wo Spencer, der 'Philosoph des Lebens' par excellence, sein Leben BEENDIGT HAT.«

[Militärisches aus der 'Zeit']

Offizier. Wahrscheinlich war auch diesmal der militärische Redakteur abwesend. Permanenzdienst kann der Mann nicht tun, und für Ablösung ist nicht gesorgt. So geschah es seinerzeit, als der FZM Franz Freiherr v. Philippovich starb, daß die 'Zeit' ihren Lesern die Biographie des längst verstorbenen FZM Josef Freiherrn v. Philippovich aufstichtete. Und so hat sie neulich, als schon die Spatzen auf dem Dach des Kriegsministeriums Albori's Ernennung zum Landeskommandierenden von Bosnien piffen, erzählt, zum Nachfolger des GdC v. Appel »dürfte der General der Kavallerie Wilhelm Ritter v. GRADL ernannt werden, der GEGENWÄRTIG als Adlatus des Freiherrn v. Appel in Sarajewo tätig ist«. In Wahrheit ist GdC v. Gradl diesjahr in Pension gegangen, und sein Nachfolger FML Conte Corti alle catene ist seither schon wieder durch den FML v. Varesanin abgelöst worden. Aber für die 'Zeit', die den FZM Josef v. Philippovich exhumierte hat, ist natürlich die Zurückversetzung aus dem Ruhestand in den aktiven nur eine Kleinigkeit.

[Eine Familienangelegenheit]

Dame. Das Ganze ist bloß eine Familienangelegenheit. Daß eine Dame ein Verfahren für Perlenhäkelei erfunden hat und daß es ihr patentiert wurde, davon hätte außer dem Patentblatt schwerlich jemand Kenntnis genommen und darüber hätte sicherlich Frau Berta Zuckermandl nicht einen spaltenlangen kulturhistorischen Artikel in der 'Neuen Freien Presse' geschrieben, wenn die Erfinderin nicht Goldscheider hieße, einem Redakteursgeschlecht entstammte und eine Cousine der Frau Berta Zuckermandl wäre.

[Ein wirklicher Stiefel]

Maler. Sie schreiben: »Also sprach Max Nordau am 1. Dezember 'Sie wollten LICHT malen und wollten damit etwas UNMÖGLICHES. Denn das Licht ist mit Farben, die nicht selbst Licht ausstrahlen, die nicht phosphoreszent oder fluoreszent sind, nicht darzustellen. Alles, was man mit Farben erreichen kann, ist, die Erinnerung an Licht zu erwecken und durch das im Gehirn aufleuchtende Erinnerungsbild dem Bewußtsein einen unmittelbar empfangenen Sinneseindruck vorzutäuschen. Die ganz großen Meister der optischen Landschaftsmalerei erkennen oder fühlen bald, daß der Pinsel zwar die Illusion der Belichtung hervorzaubert, aber kein Licht malen kann, und sie wenden sich von einer aussichtslosen Sisyphusarbeit ab, um nur noch NEBEL— und Däm-

merbilder zu schaffen, aus denen das nicht nachzuahmende Sonnenlicht grundsätzlich verbannt ist.' Vielleicht vermag Herr Nordau demnächst wenigstens einige jener Bilder mit Namen anzuführen, die 'wirklichen' Nebel zeigen und nicht nur 'durch das im Gehirn aufleuchtende Erinnerungsbild dem Bewußtsein einen unmittelbar empfangenen Sinneseindruck vortäuschen.' Wollte allerdings Herr Nordau bloß beweisen, daß zwar kein Maler mit dem Pinsel, wohl aber ein Pinsel mit der Feder einen 'wirklichen' Stiefel zustande bringen könne — DER Beweis ist ihm vollauf gelungen.«

[Nebelung]

Provinzler. »Wenn ich mich entscheiden sollte, welche Parteipresse ich für die vernageltste halte, so würde ich doch der DEUTSCHNATIONALEN den Vorzug geben.« So schrieb ich in Nr. 147 und so entscheide ich mich noch heute. »Unentwegt«! Es ist ein Irrwahn, daß ich, weil ich gegen »Redakteure« bin, deshalb für »Schriftleiter« sein müsse. Im Gegenteil! Der odiose Charakter des Monats November kommt noch klarer zum Ausdruck, wenn man ihn »Nebelung« nennt ... Das völkische Blatt Salzburgs, das meine Anmerkung zu Martin Spahn's Aufsatz so gut verstand und dessen feinsinnige Polemik von der ganzen deutschnationalen Provinzpresse nachgedruckt wurde, hat sich wieder zum Wort gemeldet. Es läßt nicht locker. Und bleibt dabei, daß der Herausgeber der 'Fackel' »offenbar zwischen der bloß kritischen, also negativen Tätigkeit seiner Mitarbeiter und der positiven und auf Positives gerichteten Arbeit der Veranstalter der Salzburger Kurse nicht unterscheiden könne«. All dies, weil ich geschrieben hatte, daß »Spahn und Chamberlain gegen den Plan einer katholischen Universität mehr BEWEISEN als Salzburger Ferienkurse gegen ihn AUSRICHTEN werden«. Als ob man deutlicher »unterscheiden« könnte, wenn man eben großen Argumenten mehr Wirkung zuspricht als einer kleinen Tat ... Aber je öfter ich auf diese Sache zurückkomme, umso mehr haben die lieben Schriftleiter mißzuverstehen, und das Schlimme ist, daß die Salzburger Dummheit jedesmal — auch diesmal wieder — in ganz Deutschösterreich wiederhallt. Habeat! Als wohlwollender Betrachter der Verhältnisse begreife ich, daß das Salzburger Blatt auch seinen Hallstätter Lesern gewisse Konzessionen machen muß.

BÜCHEREINLAUF.

Ingwer Dr. J., Der Fall Bartmann. Zur Geschichte der Unabhängigkeit der österreichischen Rechtsprechung. Wien. Kommissionsverlag Ignaz Brand.

Gregori Ferdinand, Schauspielerehnsucht. Gesammelte Aufsätze. München. Georg D. W. Callwey.

Busson Paul, Azrael. Wien und Leipzig. Wiener Verlag.

Weininger Dr. Otto, Über die letzten Dinge. Mit einem biographischen Vorwort von Moriz Rappaport. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

